Die Schulzen-Sau.

Humoreske von A. v. Hedenstierna.

Der Schulze in Trilby war durchaus kein gewöhnlicher Bauer. O nein, er besaß wenigstens fünfzigtausend Mark in guten Staatspapieren, jedes seiner beiden Kinder hatte eine ansehnliche Summe in der Sparkasse und wenn es Gerechtigkeit in der Welt gab, mußte er es noch hoch bringen.

Er hatte eine achtzehnjährige Tochter, die hieß Martha. Diese Martha war ein ganz verteufeltes Mädel. Sie war blond, groß und schlank, und so lustig wie ein junges Kälbchen, welches zum ersten Male auf die Weide getrieben wird. Ihre Augen waren blau wie Vergißmeinnicht und ihr Arme voll und rund, und wenn sie auf der Wiese das Heu zusammenhackte, gab es keinen Burschen, der nicht gewünscht hätte, einmal in die weichen Arme hineinkneifen und den frischen rothen Mund küssen zu dürfen.

Genug, sie war allerliebst und das flinkste Mädel bei der Arbeit. Wenn sie in der Ernte auf dem Felde half, schaffte sie so fleißig, daß sich alle Burschen vor ihr schämen mußten und ging sie Mittags zum Melken, so sauste die Milch nur so in den Eimer, wenn Martha erst unter der Kuh saß. — Man hat aber immer seine liebe Noth mit den Kindern. Sind sie auch noch so nett und fleißig bei der Arbeit, irgend welche Streiche führen sie doch immer aus. Martha machte es auch nicht besser, als andere, denn sie hatte sich dermaßen in den Hirten des Bauern Brumm verliebt, daß sie ganze Thränenbäche weinte und erklärte, sie würde in's Wasser gehen, wenn sie ihn nicht bekäme.

Der Hirte war übrigens gar keine schlechte Partie. Er sah recht gut aus, war ein kluger Kopf und fleißiger Arbeiter und hatte, was auch nicht zu verachten war, kürzlich viertausend Mark von einem alten Onkel geerbt. Obgleich er also durchaus nicht nackt und bloß war, paßte er doch nicht für eine Schulzentochter. Sie mußte wenigstens einen Bauern heirathen, der einen schuldenfreien Hof besaß, hatte ihre Mutter gesagt.

Der Hirte — der nebenbei gesagt, Hans hieß — hatte aber keine Ahnung von dem, was passend war. Er ging schnurstracks zu dem Schulzen und hielt um seine Tochter an. In zwei bis drei Wochen sollte Martha seine Frau werden und sie sei auch damit einverstanden.

Ja, Martha war auch damit einverstanden, denn die Mädchen sind solchen Dingen meistens nicht abgeneigt. Der Schulze aber klappte nur den Deckel seiner silbernen Schnupftabaksdose zu und lachte, wie er es auf dem Markte zu thun pflegte, wenn man ihm zu wenig für seine Kälber geboten hatte. Endlich antwortete er:

„Ha, ha, als Schwiegersohn paßt Du mir nicht, Hans, aber wenn Du eine meiner Mägde haben willst, so will ich sie fragen."

„Danke für das gefällige Anerbieten, aber mein Vater ist Viertelbauer und ich heirathe keine Magd," sagte Hans, indem er sich der Thür zuwandte.

„Sei nur nicht gleich so übelnehmisch Hans," meinte der Schulze. „Ich will Dir wenigstens ein Prise für die Mühe geben."

„Danke schön," antwortete Hans, nahm sich eine Prise und legte die Schnupftabaksdose wieder auf den Tisch.

Zu Pfingsten kam er wieder, um zu freien, aber diesmal wurde der Schulze fuchsteufelswild und bot ihm auch gar keine Prise an.

Von dieser Zeit an litt Hans so sehr an Liebeskummer, daß er ganz mager wurde. Martha aber weinte die ganzen Nächte hindurch ihr Kopfkissen so furchtbar naß, daß die Magd Morgens glaubte, es hätte durchgeregnet. Außer zwei bis drei Tänzen hinter der Stallthür bekam das unglückliche Liebespaar nichts von einander zu sehen und zu hören.

Aber ich vergesse ja ganz und gar die Hauptperson. Ich meine nämlich die Sau—damit hängt es folgendermaßen zusammen. Vor zwei Jahren war in der Stadt eine landwirthschaftliche Ausstellung gewesen, auf welcher zum bodenlosen Aerger des Schulzen eine Kuh des Gemeindevorstehers einen Preis und eine schwarz-weiße Schleife um die Hörner bekommen hatte. Damals hatte er einen der Preisrichter gefragt, was er thun könnte, damit er auf der nächsten Thierschau einen Preis bekäme. — Der Herr Preisrichter hatte dann von einer fungelnagelneuen Schweineart erzählt, die so groß sei wie ein Pony und so fett, daß sie sich nicht ohne Hülfe zum Fressen erheben konnte. Von dieser seltenen Art hatte sich nun der Schulze eine Sau verschafft, die gerade am ersten Ostertage neun Ferkel geworfen hatte, von denen drei schwarz, drei weiß und drei schwarz und weiß gefleckt waren. Diese Sau mit ihrer Familie wollte der Schulze nun auf die Thierschau schicken, die zu Johanni stattfinden sollte, um damit den ersten Preis für Schweinezucht zu gewinnen. Der alte Schulze dachte an nichts weiter als an seine Sau und sprach von nichts Anderem mehr als von seinen Ferkeln. Nachts träumte er sogar davon und streichelte seine Frau, in dem Glauben, die Ferkel zu liebkosen. Seine Frau freute sich dann über seine Zärtlichkeit, streichelte ihn wieder und sagte: „Säuchen, Säuchen." Dann aber fing der Schulze an, die Ferkel zu locken: „Kiß, tiß, tiß!" woran man deutlich erkannte, daß er sich im Schlafe mit den Schweinen beschäftigte.

Einige Tage vor der Thierschau kam der Schulze mit dem Milchelmer in den Schweinestall, um die Sau und die Ferkel zu tränken. — Aber kein Schweineschwanz war zu sehen.

Der Schulze stand wie versteinert, wie vom Blitze getroffen da. Nachdem er wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen, sprang er wie besessen im Stalle umher und lockte: „Kiß, kiß, tiß!" Die Schweinefamilie aber war und blieb verschwunden wie die Depots aus den Geldschränken mancher Bankiers.

Einige Kilometer weiter ging der Hirte Hans im Walde umher, um Weidenruthen zur Ausbesserung seines Stalldaches zu suchen. Während er so suchend umherging, hörte er in einiger Entfernung sonderbare Töne.

„Uff, uff, uff, uff, uff," tönte es zu ihm herüber und dazwischen quietschte es wieder: „Oui, oui, ui, ui, ui, i, i....i...." und siehe da, — da war die Sau mit ihrer ganzen Familie. Als Hans die kleinen reizenden Thiere, die Landsleute seiner Martha sah, kopfte sein Herz wie ein Lämmerschwanz und Thränen der Rührung von der Größe einer Knallerbse traten ihm in die Augen. Dann aber fing er an zu überlegen, und als er einen Augenblick überlegt hatte, nahm er sein Bündel Weidenruthen, lockte die Sau und ihre Ferkel in die Schäferhütte, in welcher er schlief, warf die Thür zu und lachte so unbändig, daß die Schweinefamilie vor Schreck ganz still wurde. Darauf holte er seinen Gästen Futter, damit sie auch etwas zur Unterhaltung hatten. Gegen Abend steckte er ein schwarzes und ein weißes Ferkel in einen großen Sack und ging damit zum Schulzen.

„Diese beiden Schweinchen habe ich auf unserem Acker gefunden. Gehören sie vielleicht zu Eurer Schweinefamilie, Schulze?"

„Ja, natürlich gehören sie mir. Hast Du die anderen denn nicht auch gesehen?" fragte der alte Schulze.

„Nein," antwortete der pfiffige Bursche, „nein, nur diese beiden."

„Komm doch herein, lieber Junge, und iß ein Häppchen. Martha, Martha, bringe Brod, Butter, Käse, Schinken und einen guten Schnaps herein!" rief der Alte.

Ihr könnt Euch wohl denken, wie Martha sich damit sputete, und als der Schulze sich nach dem Glasschranke umdrehte, um die Schnapsgläser herauszuholen, benutzte Hans schnell die Gelegenheit und stahl Martha einen Kuß. Der Schulze trug seine beiden Ferkel in den Schweinestall, sperrte sie in eine besondere Bucht, legte ein Schloß davor und schickte seine sämmtlichen Leute aus, um die anderen Schweine zu suchen. Sie kamen erst um Mitternacht zurück und hatten nicht einmal einen Schweineschwanz, geschweige denn ein ganzes Schwein gefunden.

In der Morgenfrühe aber, als die Schulzenfrau den Kaffee kochte und der Schulze am Fenster stand und sich den Kopf kratzte, kam der Hirte Hans wieder mit seinem großen Sacke und im Sacke quietschte es: Oui, ui, i, i, und er legte drei Ferkel vor dem Schulzen nieder.

Der alte Bauer freute sich so, daß er beinahe bis an die Decke sprang und Hans bekam Kaffee mit Zucker und Weizensemmel und einen Schnaps erster Güte.

Die Knechte und Mägde des Schulzen zogen wieder auf die Schweinesuche aus, auf der sie sich diesmal ihr Mittag- und Vesperbrot mitnehmen mußten, aber gegen Abend kamen sie schon wieder und betheuerten, sie könnten und könnten die Schweine nicht finden. Kaum hatten sie sich gesetzt, als Hans auch schon mit den vier letzten Ferkeln da war. Er that, als wäre er furchtbar müde, warf den Sack auf die Erde, fuhr sich mit dem Aermel über das Gesicht und sagte:

„Hier sind die letzten Ferkel, aber die Sau ist futsch! Die müßt Ihr Euch selbst suchen, Schulze."

Ihr glaubt gar nicht, wie liebenswürdig jetzt der Schulze wurde.

„Liebster, bester Herzensjunge, verlaß mich doch nicht in meiner großen Noth. Morgen ist die Thierschau und habe ich dann meine Sau nicht wieder, so kann es leicht mein Tod sein."

„Ja, nun könnt Ihr selbst spüren, wie mir zu Muthe war, als Ihr mir Martha nicht geben wolltet."

Der Schulze schluckte und schluckte und wußte nicht, was er thun sollte. Martha aber stand hinter der Küchenthür und verbiß sich das Lachen, denn Hans hatte ihr natürlich gesagt, wo die Sau war.

„Lieber Herzenshans, trage es mir doch nicht nach," sagte der Schulze endlich. „Glaubst Du, daß Du die Sau lebendig fangen kannst?"

„Leben und Tod stehen in des Höchsten Hand, aber ich will es versuchen, wenn Ihr mir Martha geben wollt."

„Der Gemeindevorsteher hat eine prachtvolle Sau," sagte die listige Martha. „Wenn unsere Sau morgen nicht auf der Thierschau ist, bekommt er dieses Jahr auch wieder den ersten Preis!"

„Den soll er nicht kriegen, und wenn es mein Leben kostet!" brüllte der Schulze, und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Kaffeekanne und alle Tassen und Schüsseln tanzten. „Hier hast Du meine Hand, Junge! Bringst Du mir die Sau bis heute Abend vor Sonnenuntergang lebendig wieder, so kriegst Du Martha und zwanzigtausend Mark. Den schwarzbraunen Stier und vier Federbetten bringt sie mit!"

Hans schlug ein und warf Martha einen so feurigen Blick zu, daß sie beinahe davon angesengt wurde. Dann entfernte er sich.

Gegen Abend kam er wieder. Er sang und jubilirte wie eine Lerche, hatte sich glatt gekämmt und den Sonntagsanzug angezogen. Die Sau zog er hinter sich her. Die Peitschenschnur hatte er ihr um den linken Vorderfuß gebunden, denn damit ihr's nur wißt, auf die Art lassen sich die Schweine am leichtesten treiben.

Internationale Gimpelfänger.

Wer hat nicht schon von dem berühmten spanischen Gefangenen gehört, der irgendwo in den Bergen von Navarra einen Schatz vergraben hat und ihn Demjenigen zuweisen will, der die Geldmittel aufbringt, um den Unglücklichen aus seinem Kerker zu befreien; der überallhin nach dem Auslande Brandbriefe schreibt an die gutmüthigen Narren oder geldgierigen Spekulanten, die thöricht genug sind, dem Lied des Lockvogels zu lauschen und sich ausplündern zu lassen? Opfer hat dieser gute alte Bekannte schon genug gefordert. Erst kürzlich kam ein biederer Deutscher mit 30,000 Mark baaren Geldes in Madrid an, um die Ketten des Spaniers zu lösen und mit ihm nach den Pyrenäen zur Hebung der unterirdischen Kostbarkeiten zu reisen. Er gelangte nicht weit, denn schnell war seine Brieftasche von den spitzbübischen Vertrauensmännern des armen Gefangenen geleert worden.

Unzählige Male ist dies Gaunerstückchen schon in Szene gesetzt worden. Nun ist die Aussicht vorhanden, daß der Vorhang über den letzten Akt dieser großen Diebskomödie endlich niedergeht. In Barcelona ist man der Bande auf die Spur gekommen und hat drei ihrer Mitglieder zu Gefangenen gemacht. Man faßte sie in flagranti ab, als sie gerade einen hilfsbereiten Ausländer, der dreitausend Franken zur Befreiung des Schatzhebers mitgebracht hatte, in Empfang nahmen.

Die spanische Schatzgeschichte ist aber nur eines der vielen Manöver, mit denen die internationalen Gimpelfänger überall in der Welt Erfolge erzielen. Es ist nur einer von den zahllosen „Vertrauenstricks" der Gauner, die heute spanische Gefangene, morgen Vormünder oder Testamentsvollstrecker von Milliardären, Sportsleute, harmlose Ausstellungsbesucher oder enragirte Kümmelblättler sind.

Der neueste Trick einer internationalen Gaunerbande, die ihren Sitz in New York hat und von dort sich über den Ozean weg nach England und dem Kontinent verzweigt, ist der Schwindel mit massiven goldenen „Mauersteinen". Er ist dieser Tage in London aufgedeckt worden, aber erst nachdem er dort bereits ein Opfer gefordert hatte. Das ist auch gar nicht so unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß die Sache gänzlich neu war, und daß die Echtheit der bejden Steine, die ihren Weg nach London gefunden hatten, durch die besten Zeugnisse attestirt worden war. Jetzt liegen die beiden gleißenden Ungethüme — deren jedes 45 Pfund „Gold" wiegt — bei der Polizeibehörde, die darüber eine Bekanntmachung zur Warnung des Publikums erlassen hat.

Diese goldenen Mauersteine sind nämlich in Wirklichkeit aus Messing gefertigt und nur wenige Mark werth, aber ihr Aeußeres ist so bestechend, sie sehen dem kostbaren Metall so täuschend ähnlich, die Zeugnisse, die sie begleiten, erscheinen so unanfechtbar, und die Komödie, in der sie eine Rolle spielen, ist mit so tadelloser Kunst in Szene gesetzt, daß der Erfolg des Betruges leicht gesichert wird. Schon die Art und Weise, wie „Scotland Yard", das Hauptquartier der englischen Polizeibehörde, von der Sache Wind erhielt, ist charakteristisch für die Leichtigkeit der Täuschung, und die Geschichte wird doppelt amüsant durch den Umstand, daß ein Sachverständiger sie aufdeckte, weil er die „kostbaren Steine" für gestohlen hielt. Diesem Experten waren die beiden goldenen Mauersteine zur Begutachtung vorgelegt worden. Er untersuchte sie auf das Genaueste und erklärte sie für echt. Aber weil es ihm verdächtig erschien, daß Gegenstände von so kolossalem Werth so mir nichts, Dir nichts in der Welt herumfuhren, erstattete er bei der Kriminalbehörde eine vertrauliche Anzeige, und legte die Vermuthung nahe, sie könnten gestohlen sein; die Polizei thäte gut, sich mit der Sache zu befassen.

Der Chef der Kriminalpolizei entsandte darauf einen Detektive zur Untersuchung der Angelegenheit, und vor Allem zur Erforschung der Herkunft dieser Kostbarkeiten. Dieser Beamte war schlau genug, nicht ihren Ursprung, sondern ihre Echtheit in Zweifel zu ziehen. Er ließ sie deshalb noch einmal auf das Genaueste untersuchen, und erst jetzt kam merkwürdiger Weise ihre absolute Werthlosigkeit ans Licht und damit der Betrug, dessen Opfer ihr englischer Besitzer geworden war — und zwar durch die folgende, mit vollendetem Raffinement in Szene gesetzte Manipulation:

Einer der Londoner Mitglieder der Bande, die überall ihre Vertreter zu haben scheint, hat die Aufgabe, die Todesanzeigen zu studiren, und in „Somerset House", in welchem die Erbschaftsbehörden residiren und wo die Testamente hinterlegt und eröffnet werden, mit allen Vorgängen Fühlung zu haben. Ist irgendwo in England ein wohlhabender Mann aus dem Mittelstande gestorben, dessen Verhältnisse für die vorzunehmenden Operationen ein günstiges Feld bieten, so werden in der unmittelbarem Umgebung, wo er gelebt hat, genaue Erkundigungen über ihn eingezogen. Seine Familiengeschichte, sein Vorleben, seine Eigenheiten, alle Umstände seines Daseins werden erforscht und nach Amerika berichtet, wo jetzt der erste Akt der Betrugskomödie zu beginnen hat.

Es wird dort ein Schreiben an den Todten aufgesetzt, das bei seiner Ankunft in England natürlich einer der nächsten Verwandten des Verstorbenen eröffnet. Der Brief ist in den wärmsten Ausdrücken der Freundschaft und Dankbarkeit abgefaßt. Mit Freuden erinnert sich der Schreiber der Zeit, da er mit dem Adressaten zusammengetroffen und von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden war. Die Unterstützung die er erhalten, habe die glänzendsten Früchte getragen, er habe in Amerika sein Glück gemacht, sein Geschäft blühe, und er brenne vor Begierde, seine Verpflichtungen an seinen Gönner abzutragen. Gewöhnlich ist es irgend ein Bergwerks-Unternehmen, worin er so großartig reussirt hat. Er hat Gold in Hülle und Fülle, und ist bereit, es mit seinem alten Freunde zu theilen, wenn dieser selbst herüberkommen oder einen Vertrauensmann senden wolle, um das für ihn Bestimmte in Empfang zu nehmen.

Der Verwandte, der den Brief geöffnet, hat zwar von dem Briefschreiber nie etwas gehört; er glaubte aber sehr wohl annehmen zu können, daß der nunmehr Verstorbene, der viel und oft in der Welt umhergekommen — die Schwindler suchen sich vorsichtig ihren Mann heraus, der seiner Zeit manche Reisen unternommen hat — der angebliche Wohlthäter sei, und antwortet im Namen des Todten. Es entspinnt sich nun eine lebhafte Korrespondenz zwischen den Angehörigen und den Betrügern; zuletzt wird von der Familie irgend Jemand erwählt, der die Reise übers Meer machen und den zugesagten Vermögensantheil in Empfang nehmen soll.

Der zweite Akt der Burleske spielt in New York. Es ist spaßhaft, überaus spaßhaft, wenn auch nicht für die Opfer des Betruges, die ihr schönes, baares Geld für glänzende Messingsteine hergeben.

In New York erwartet den Ankömmling ein Unbekannter. Er berichtet ihm, daß der gute Alte, der seinen Verwandten so wohl gekannt und so innig geliebt hat, urplötzlich schwer erkrankt ist, vielleicht gar auf dem Sterbebette liegt. Neben anderen schweren Erscheinungen ist sein Augenlicht im Erlöschen, er muß — so hat der Doktor auf das Strengste befohlen — in völliger Dunkelheit gehalten werden. Doch sei er völlig bei Bewußtsein und freue sich auf die bevorstehende Unterredung mit dem Abgesandten seines einstigen theuren Freundes. Der Kranke — so schließt der Fremde seinen Bericht — sei übrigens ein großer Sonderling. Eine seiner merkwürdigen Marotten sei, daß er sich seinen Baarbesitz in Goldbarren habe schmelzen lassen, große, massive Mauersteine, die er — sollte man es für möglich halten? — unter seinem Bette versiecke und verwahre.

Die Beiden begeben sich nun zu dem Leidenden ins Krankenzimmer, das durch schwere Vorhänge verdunkelt wird. Der Empfang ist rührend, die Freude des Kranken unbeschreiblich. Er ist glückselig und wiederholt wieder und wieder, wie froh er sei, vor seinem Tode noch einmal von seinem Wohlthäter zu hören und ihm vergelten zu können. Ja, vor seinem Tode — denn es ist kein Zweifel, daß er im Sterben liege — das betheuert er mit schwacher Stimme und unter schrecklichem Röcheln.

Zuletzt läßt er unter seinem Bette zwei Goldbarren hervorholen—schwere, massive, glänzende Dinger. Der Sterbende weidet seine Augen an ihrem Anblick. „Gold!" flüstert er; „pures Gold, durch und durch, glauben Sie mir! Nein—glauben Sie mir nicht! Sie sollen es selber sehen!"—Er läßt, trotz des Protestes seines Besuchers, einen Bohrer holen und besteht darauf, daß dieser Proben des Goldstaubs mit sich nehme und untersuchen lasse. Man thut ihm davon in ein Papier, natürlich wirklichen, echten Goldstaub. Den läßt er daheim von Sachverständigen prüfen. Diese bezeugen die Echtheit.

So weit ist Alles gut gegangen. Nun kommt der eigentliche „Vertrauenstrick". Die goldenen Steine werden dem Sendling der Familie feierlichst übergeben und — Messing wird für echtes Metall oder für Banknoten ausgetauscht. Denn der Kranke hat überhaupt kein baares Geld in Händen; von den übrigen geliebten Steinen unter seinem Bette kann er sich nicht trennen, und hat doch einige tausende Dollars nöthig für den Doktor, für den Apotheker, den Haushalt und Anderes mehr. Er bittet den Abgesandten der Familie um ein Darlehen und erhält es anstandslos. Wer würde auch einem so reichen Manne, der Goldbarren verschenkt, einem Sterbenden obendrein, nicht aus der letzten Verlegenheit helfen! Die goldenen Steine bringen ja Alles wieder ein. Und vielleicht vermacht am Ende der dankbare Alte in seinem Testament seinen lieben Freunden in England noch mehr der gleißenden Dingern....

Das Darlehen wird also sofort gegeben. Der Vertrauensmann der Familie nimmt tiefbewegt Abschied und reist, ein zweiter Hans im Glück, mit seinen kostbaren Steinen auf dem nächsten Dampfer klopfenden Herzens nach England zurück.

Dort verwandelt sich die Posse in ein Trauerspiel....

Wie man Wetten gewinnt.

Der berühmte Staatsmann James Fox befand sich oft in argen Geldverlegenheiten und nahm dann häufig zu Wetten seine Zuflucht, um der fatalen Ebbe in seinen Taschen einigermaßen abzuhelfen. So wettete er einst mit dem Herzog von Devonshire in der Weise, daß derjenige, dem in einer Straße mehr Katzen als dem anderen sich zeigten, von letzterem hundert Pfund Sterling zu erhalten habe. Sie wollten beide zugleich die Straße entlang gehen, der Eine auf der rechten, der Andere auf der linken Seite. „Mylord mögen sich Ihre Seite wählen!" schloß Fox in liebenswürdigster Zuvorkommenheit seinen Vorschlag. Der Herzog, den die Sonderbarkeit der Wette reizte, traf seine Entscheidung, und die beiden Kavaliere begannen alsbald ihre Wettwanderung. Das Ergebniß derselben war merkwürdig genug: Fox hatte dreizehn Katzen angetroffen, der Herzog zu seinem Aerger indessen nur eine einzige. „Nun, das muß ich sagen," rief er in nicht besonders guter Laune aus. „Ihr steht mit dem Zufall auf denkbar bestem Fuße!" „Hier ist kein Zufall," entgegnete Fox trocken. „Wie so?" fragte Devonshire erstaunt, worauf Fox mit einem leichten Zucken um die Mundwinkel bemerkte: „Sie wählten sich die Schattenseite, Mylord; die Katzen lieben aber, selbst bei der größten Sonnenhitze in der Sonne zu sitzen."

Die richtige Schreibweise.

Auf seiner Reise wird der Landesfürst auch in dem Dorfe Dummelshausen erwartet. Die Väter haben beschlossen, das Dorf für den Einzug gehörig zu schmücken, besonders soll am Eingang eine große Ehrenpforte gebaut werden mit darunter hängendem Willkommenschild. Der darauf zu malende Gruß fängt aber mit dem Worte „Vivat" an, und die Dorfältesten sind sich nicht einig darüber, wie das Wort geschrieben wird. Während einige V, andere F, etliche sogar Pf für richtig halten, meint der Schullehrer, das Wort käme aus dem Griechischen und schriebe sich mit Ph. Dem Ochsenbauer aber, der lange schweigend zugehört hat, dämmert es plötzlich, und er ruft aus: „Halt, ich hab's, das Wort schreibt sich mit W und Pf!" Ungläubiges Kopfschütteln der Versammlung. — „Buchstabire mal," heißt es. „Na, das ist doch ganz klar," sagt der Ochsenbauer, „hört zu und paßt auf: W—i—e—h—p—f—a—d."

In den Flitterwochen.

„Henry," sagte das Weibchen nach der Trauung, mir ist es immer lächerlich vorgekommen, wenn ein Pärchen sich vor anderen Leuten herzt und abküßt, so daß Jeder weiß, daß sie in den Flitterwochen sind. Wundere Dich also nicht, wenn ich Dich in Gesellschaft kühl behandle und thue Du auch so, lieber Schatz als wenn wir schon 20 Jahre verheirathet wären."

„Well," sagte Henry nachdenklich, „eigentlich bin ich dafür noch zu jung, aber versuchen will ich es."

Am selben Abend ging er in den Club, spielte Poker bis 4 Uhr früh, verlor 840 und kam angesäuselt zur verweinten Frau zurück.

„So geht's, wenn man 20 Jahre verheirathet ist," lallte er und das Frauchen war kurirt und freute sich der Flitterwochen. Die Fortsetzung soll erst nach 20 Jahren kommen.

Von einem lustigen Mißverständniß vor Gericht

berichtet das „Wiener Tagebl.": Beim Bezirksgericht Josefstadt war ein Kutscher wegen Gefährdung der Sicherheit durch Schnellfahren angeklagt.

Richter: Sind Sie schon vorbestraft?

Angeklagter: Ich hab' drei Tag' Arrest g'habt."

Richter: Warum?

Angeklagter: Weg'n einer Ohrfeig'n. Die hab'n Sie mir selber geb'n, Herr kaiserlicher Rath.

Richter (erstaunt): Wie? Ich hätte Ihnen eine Ohrfeige gegeben?

Angeklagter: Aber nein! Die Ohrfeig'n hab' i an' Kolleschen geb'n. Sie hab'n mir nur dö drei Tag' Arrest geb'n. (Stürmische Heiterkeit.)

Der Angeklagte kam diesmal mit zwölf Stunden davon.

Unüberlegt.

Käufer (zum Reisenden): „Wird denn die Waare auch nicht schlechter ausfallen als das Muster ist?"

Reisender: „O, bitte sehr! Mein Haus kann gar nicht schlechter liefern."

Im Atelier.

Moderner Maler (zu seinem Schüler): „Warum haben Sie denn an Ihrem Bilde die Fleischpartien noch nicht gemalt?"

Schüler: „Entschuldigen Sie, bitte, mir ist die grüne Farbe ausgegangen!"

Beim Umzuge.

Einziehender Miether (zu den Möbeltransporteuren): „Aber wie können Sie nur das Klavier so roh anfassen. Sind Sie denn gar nicht ein bischen — musikalisch?!"

Komplizirter Fall.

Polizist (zum Artisten, welcher vom Thurmseil herab in einen Korb mit Pflaumen fiel): „Sind Sie verletzt?"

Artist: „Ja, aber net vom 'runterfall'n; dort die Höckerfrau hat mi halbtodt g'schlag'n, weil i in ihre Pflaume nei'g'fall'n bin!"

Romanfülblüthe.

„Gleich einem rauschenden Wasserfall plätscherten die heißen, versengenden Worte seiner Liebe aus seinem bartumflossenen Munde, die Brille des Vorurtheils, die sich seit Jahren um Elli's Herz gelegt, in tausend Atome zerbröckelnd."

Aus Schwabenland.

Norddeutscher: „Nicht wahr, Sie möchten wohl auch gerne eine recht flotte junge Dame heirathen, Herr Bärle?"

Schwabe: „O noi, dees nett! I bin für'sich Häusliche!"

Norddeutscher: „Für Scheußliche? Eigenthümlicher Geschmack."

Frech

Frau (zur Köchin): „Ich glaube, es ist noch etwas kalter Braten in der Küche."

Köchin: „Jawohl, für meinen Schatz."

Künstlers Größenwahn.

Herr: „Wann sind Sie geboren, Herr Nordheim?"

Schauspieler: „Hm, aber das könnten Sie doch wissen!"

Vornehm

Bankiers-Frau: „Aber Männchen, fahr' doch nicht bei dieser Kleinigkeit gleich wieder so auf. Du kommst immer gleich ganz aus dem — Palais!"

Durch die Blume.

„Nun, wie ist Dir denn gestern das erste Mittagessen gerathen?"

Tochter: „O gut, mein Mann konnte diesen Morgen schon wieder in die Office gehen!"

Dankbar.

Sträfling (bei der Entlassung): „Sobald ich daheim bin, Herr Direktor, schick' ich Ihnen eine recht schöne Ansichtskarte, Sie können sich d'rauf verlassen!"

Sparsamkeitslogik.

Die kleine Emma: „Mama, gieb mir noch ein Bonbon, ich habe erst eins bekommen!"

Mutter: „Mehr brauchst Du auch nicht, es schmeckt eins wie das andere!"

Ein Spötter.

A: „Wie können Sie behaupten, daß Ihre Frau Sie mehr liebt, als mich die meinige? Mein theures Weib hat mir schon die schlagendsten Beweise ihrer Liebe gegeben!"

B: „Besonders wohl Abends, wenn Sie spät aus der Kneipe heimkommen!?"

Ein weiser Doktor.

Herr Angstmeier: „Herr Doktor, ich hab' einen schrecklichen Schnupfen. Was soll ich gebrauchen?"

Dr. Spitzer: „Ein Taschentuch."

Aus der Schule.

Lehrer: „Wie viele Koalitionskriege kennst Du?"

Schüler: „Vier."

Lehrer: „Welche waren dies?"

Schüler: „Der erste, der zweite, der dritte und der vierte."

Auf den Kopf.

Geschäftsmann (in großer Eile zu seinem Kutscher): „Was wollen Sie haben, wenn Sie mich in fünf Minuten nach dem Central-Bahnhof fahren?"

Kutscher: „Ein anderes Pferd."

Auf der Gasse.

A: „Warum hau'n Sie den Jungen?"

B: „Weil er sich meiner Frau gegenüber frech benahm."

A: „Aber öffentlich auf der Gasse?"

B: „Soll ich wegen des Galgenstricks etwa einen Fechtsaal miethen?"

Gewissenhafte Auskunft.

„Entschuldigen Sie, wissen Sie vielleicht, ob hier im Hause ein gewisser Herr Müller wohnt?"

„Ein Herr Müller wohnt hier schon, ob er es aber noch gewisser als gewiß ist, das kann ich nicht sagen."

Heimgegeben.

Fremder (sich über einige kleinstädtische Einrichtungen lustig machend): „Sagen Sie 'mal, mein Lieber, bei Ihnen stirbt die Dummheit wohl nie aus?"

Einheimischer: „Nein, denn es kommen fortwährend Fremde in unseren Ort."